

beantragungen, (internationalen) Forschungskoope-
rationen und Freistellungen sind vielerorts erst in den
letzten Jahren entstanden. Hinzu kommt, dass gerade
an staatlichen Hochschulen eine Fokussierung auf
technische Fakultäten (MINT) dazu führt, dass die
Bedeutung sozialwissenschaftlicher Forschungspotenziale
systematisch unterschätzt wird.

Sozialwissenschaftliche Forschungsprogramme für
die HAW gibt es nur sehr eingeschränkt auf Landes-
und Bundesebene. Vereinzelt gibt es Forschungsför-
derprogramme im Feld der Gender Studies, die aus-
schließlich für die HAW oder auch für Anträge aus
diesen offen sind, wie etwa in Hessen und Nieder-
sachsen. Für den MINT-Bereich gibt es dagegen bun-
desweit eine Fülle von Programmen auch unter den
Gesichtspunkten der Regionalförderung und Koope-
rationsförderung mit Unternehmen der gewerblichen
Wirtschaft. Symptomatisch ist die Besetzung der ent-
sprechenden Fachreferate für Forschung an den HAW
in den Wissenschaftsministerien der Länder und des
Bundes mit Expertinnen und Experten aus den Tech-
nik- und Ingenieurwissenschaften. Eine Förderung
sozialpolitischer, wohlfahrtsstaatsbezogener oder
sozialarbeitswissenschaftlicher Forschung, die auch
durch Evaluationsforschung sozialen Einrichtungen
zugutekäme, ist strukturell nicht vorgesehen.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)
schließlich weigert sich bislang, die Wissenschaft
Soziale Arbeit in ihre Fächersystematik aufzunehmen
mit dem Hinweis, dass hier keine grundlagenorien-
tierte Forschung stattfände. Forschungsanträge aus
dem Feld der Wissenschaft Soziale Arbeit werden an
erziehungswissenschaftliche oder soziologische Fach-
kollegien verwiesen und müssen entsprechend diszi-
plinär ausgerichtet sein. Auf diese Weise entsteht ein
Zirkelschluss, der die Grundlagenforschung in Sozialer
Arbeit unsichtbar macht und die entsprechende Argu-
mentation perpetuiert. Darüber hinaus wurden bislang
keine Professorinnen und Professoren der HAW für
die sozial- oder erziehungswissenschaftlichen Fach-
kollegien berufen oder als Gutachterinnen und Gut-
achter bestellt.

Und schließlich stellt das Promotionsrecht, das
bislang in fast allen Bundesländern noch ausschließ-
lich den Universitäten vorbehalten ist, eine weitere
Hürde zum Ausbau von Forschung und wissenschaft-
licher Qualifizierung an den HAW dar (Ehlert; Köttig

Lebenselixier

Unter den Westeuropäern haben die Deutschen
die niedrigste Lebenserwartung – mit 78,2 Jahren
für männliche und 83 Jahren für weibliche Neuge-
borene. Über diesen Befund einer der größten
Gesundheitsstudien weltweit, der „Global Burden
of Disease Study“, berichtete im November unter
anderem der Berliner Tagesspiegel. Die Zeitung
befragte unterschiedliche Experten nach den Grün-
den für den Unterschied zur durchschnittlichen
Lebenserwartung in Westeuropa (79,5 und 84,2
Jahre). Einige der Antworten sind schon hinlänglich
bekannt: etwa der ungesündere Lebensstil der
Deutschen, im Vergleich zu Mittelmeer-Ländern
wie Spanien oder Frankreich. Außerdem gebe es in
Nordeuropa weit mehr Prävention und Vorbeuge-
medizin als in Deutschland, zitiert der Tagesspiegel
den SPD-Gesundheitspolitiker *Karl Lauterbach*.

Eine wesentliche Rolle für die niedrigere Lebens-
erwartung hierzulande spielt offenbar auch die
starke Kluft zwischen Wohlhabenden und Armen.
Nach einer Studie des Robert-Koch-Instituts sterben
Männer, die an der Armutsgrenze oder darunter
leben, hierzulande im Schnitt um 10,8 Jahre früher
als Wohlhabende. Als Hauptgrund dafür nennen
Experten ein riskanteres Gesundheitsverhalten der
materiell Benachteiligten. Dazu gehören Bewe-
gungsmangel, schlechte Ernährung, mehr Alkohol
und – vor allem – ein weit höherer Tabakkonsum.
Aus der Sicht von *Rolf Rosenbrock*, Vorsitzender des
Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, sterben Einkom-
mensschwache auch deshalb deutlich früher, „weil
sich der psychische Druck durch die insgesamt be-
engte Lebenssituation und meist auch schlechtere
Arbeitsbedingungen oder auch durch Arbeitslosig-
keit negativ auf das eigene Leben und die Möglich-
keiten der Teilhabe auswirkt“.

Für die stark unterschiedliche Lebenserwartung
von Männern und Frauen fand eine wichtige Erklä-
rung nicht Eingang in den informativen Bericht des
Tagesspiegels – eine gute Freundin warf sie neulich
ganz beiläufig ins Gespräch: Natürlich sei das viel
lebhaftere Kommunikationsverhalten der Frauen
im Unterschied zu den oft schweigsamen Männern
entscheidend für das Erreichen eines hohen Lebens-
alters. Da haben wir es – das Lebenselixier!

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de